



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Besuch in Kopenhagen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Besuch in Kopenhagen.

Von Kiel geht jede Nacht nach Ankunft des letzten Hamburger Zuges das Dampfboot nach Korsör an der Südwestküste von Seeland und vermittelt den Hauptpostverkehr des westlichen Deutschlands mit dem scandinavischen Norden. Will man mit dem ersten Frühzuge weiter nach Kopenhagen, so bleibt zur Musterung jenes kleinen Hafensplatzes, der dem Auge des Binnenländers genug des Anziehenden darbietet, nur wenig Zeit, um so weniger, wenn man etwa mit dem Phlegma der schwerfälligen, in plumpen Holzschuhen einherwandelnden Lastträger in verdrießlichen Conflict geräth. Quer durch Seeland, durch fruchtbare Ebenen, deren Einförmigkeit durch die schönen Buchenwälder bei Sorde und den Fjord bei Roskilde angenehm unterbrochen wird, führt die Eisenbahn in ungefähr vier Stunden nach der dänischen Hauptstadt.

Der Anblick Kopenhagens von der Seeseite entspricht nicht völlig den Erwartungen, welche die rühmenden Schilderungen vieler Touristen erwecken. Mit der prachtvollen Lage südlicher Seestädte kann die von Kopenhagen nicht in Vergleich kommen. Die Stadt ist nicht frei an einer weitgeöffneten Bucht sondern etwas versteckt an einem schmalen Meeresarme gelegen, welcher Seeland von der kleinen Insel Amager trennt und einen langgestreckten Hafensraum bildet. Das Terrain Kopenhagens ist völlig flach, sodaß außer einzelnen Thürmen hinter den Bäumen des Strandes und den Hafenanstalten von der Stadt nur wenig sichtbar wird. Breit und flach dehnen sich die Umgebungen, deren einförmiger Horizont von keinem bedeutenden oder anmuthigen Höhencontour umschrieben wird. Den meisten landschaftlichen Reiz bieten auch hier, wie allenthalben auf Seeland, die dichten dunkelgrünen Buchenwaldungen, von denen die Stadt eng umschlossen wird und welche bis hart an die Seeufer herantreten, einen Reiz, der in der Gesamtansicht dieser nordischen Küste mehr poetischer als malerischer Natur ist.

Der Hafen ist in zwei Theile geschieden; der eine, in welchem ein buntes geschäftiges Leben herrscht, beherbergt die Handelsschiffe, Fahrzeuge aller Nationen; in dem stillen Bezirk des anderen liegen die dänischen Kriegsschiffe, abgetakelt, unter breiten dunkeln Dächern, in einem schweren lethargischen Schlummer, aus dem sie wohl nie mehr völlig erwachen werden. Ihr Anblick ist imposant genug, aber man weiß, die beste Lebenskraft dieser Flotte ist dahin, schon seit jenem verhängnißvollen Gewaltstreich Englands 1807; mit der politischen Bedeutung des Landes ist auch ihre Bedeutung mehr und mehr gesunken und sie erinnert jetzt mit dem mythologisch klingenden Namen ihrer Orlogsschiffe nur noch an eine vergangene Zeit der Größe.

Einen Eindruck ähnlicher Art macht der Stadttheil, der an die nördliche Grenzbotten III. 1870.

Hälfte des Hafens grenzt. Den Plan desselben entwarf ein Deutscher, Markus Tuschler aus Nürnberg, der Hofbaumeister Friedrichs V. Stattliche Palais in etwas nüchternem Rococostil umgeben den Mittelpunkt dieses Stadttheils, den Amalienplatz, und verleihen den breiten angrenzenden Straßen ein aristokratisches Ansehn. Aber Platz und Straßen sind öde; zwischen den Steinen des Pflasters wuchert stellenweise das Gras und das ruinenartige Aeußere der unvollendet gebliebenen „Marmorkirche“ steht zu dem Charakter dieses Stadttheils nicht in Widerspruch.

Ein ganz anderes Bild tritt uns entgegen, wenn wir von hier über „Königs Nytorv“ (Königs Neumarkt) die Ostergade und Wimmelskaflet entlang gehn. Diese Straßen sind minder breit, als die jenes aristokratischen Viertels und durch Nichts in haultcher Hinsicht ausgezeichnet. Aber ein vielbewegtes Leben entfaltet sich hier, zwar nicht glänzend und prächtig, nicht mit weltstädtischem Pomp, aber doch reich und mit dem blühenden Ansehn bürgerlichen Wohlstandes. Die genannten Straßen sind die Boulevards von Kopenhagen und zugleich die Hauptwege des industriellen Verkehrs; zu beiden Seiten derselben in den unteren, um mehrere Stufen erhöhten Stockwerken befinden sich große stattliche Kaufläden, darunter in dem eigentlichen Erdgeschosse kleinere Kaufgewölbe, Speisewirthschaften, in denen auf reich geschmückten Schautischen Früchte, Gemüse, Fleisch- und Fischwaaren zierlich ausgestellt sind, Del-Hallen (Bierlocale), Austerkeller u. s. w.

In dem geschäftigen Treiben dieser Gegend der Hauptstadt concentrirt sich ein guter Theil der wichtigsten Interessen des Landes. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nachdem das Feld des politischen Ehrgeizes für Dänemark mehr und mehr beschränkt worden ist, sind es die Fragen des industriellen Lebens, die am meisten in den Vordergrund treten. Auf diesem Gebiete kann das Land, durch seinen überseeischen Handel kräftig unterstützt, für die politischen Verluste Ersatz finden, und es darf innerhalb der bescheidenen Grenzen seiner jetzigen Existenz, wenn der vielberufene Nationaldünkel ihm Ruhe läßt, ohne Zweifel einer dauernden Blüthe gewiß sein.

In den meisten inneren Stadttheilen Kopenhagens kann man glauben, sich in einer mittleren Hauptstadt Deutschlands zu befinden. Um so überraschender und eigenthümlicher erscheinen die Gegenden, die von breiten Kanälen durchschnitten plötzlich an die Nähe des Meeres erinnern. Diese Partien, wo sich zwischen den Häusern die hohen Mastbäume ansehnlicher Schiffe drängen und das breite Geäst ihres Takelwerks weit über die Straßen hinausstrecken, bieten einen höchst pittoresken Anblick und sind die interessantesten Theile der Stadt. Ein eigenes Viertel von wunderlichem Aussehn bilden die Matrosenwohnungen in der Nähe des OSTERthors, die sogenannten Nyboder (neue Buden), niedrige, sämmtlich gelbgetünchte einstöckige Häuser, die alle unter gleich hohem Dach in langen, schnurgeraden Straßen beisam-

menstehn. Dies Viertel wurde von Christian IV. angelegt und hat jetzt einen bedeutenden Umfang. Nicht selten war es der düstere Schauplatz der Verschwörung und beherbergte unter seinen armseligen Dächern die Schrecknisse der Rebellion.

Architektonisch hat die Stadt wenig Merkwürdiges. Die gründlichen Feuerbrünste, von denen sie wie ihr südliches Gegenbild Constantinopel fast in jedem Jahrhundert periodisch heimgesucht wurde, sind daran Schuld, daß ihr eine historische Physiognomie beinahe völlig abgeht. Die meisten der gegenwärtigen Gebäude stammen mit ihrer trivialen Architektur aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Kirchen haben sämmtlich das gleichgiltigste Aussehen, sie sind nicht einmal durch irgend welche interessante Geschmacklosigkeit bemerkenswerth. Das Schloß Christiansborg, wie es nach dem Brande von 1794 neu aufgebaut worden ist, eine plumpe, schwerfällige, schlechtgegliederte Steinmasse von großen Dimensionen, aber ohne jedes künstlerische Interesse. Um so angenehmer berührt unter der großen Menge des architektonisch Unbedeutenden der Anblick zweier Gebäude aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, der Börse und des Schlosses Rosenburg. Beide zeigen in ihrer Bauweise eine originelle, malerisch wirksame Mischung gothischer Architekturformen mit Stileigenthümlichkeiten der Renaissance. Erreicht diese Combination auch nicht den Charakter einer vollkommenen, künstlerisch lebendigen Einheit, so ist sie doch frei von eigentlicher Bizarrie und wirkt inmitten der flachen Prosa und Nüchternheit der meisten übrigen Architekturwerke durch das Phantastische der Formen doppelt anziehend. Von besonderem Interesse sind diese Gebäude schon deshalb, weil ihre Entstehung in eine Zeit fällt, wo die gothischen Reminiscenzen fast überall schon völlig erloschen waren und weil die Mischung gothischer Bauformen mit solchen der Renaissance überhaupt etwas Seltenes ist. Beide Architekturwerke sind Denkmäler der umfassenden Bauhätigkeit König Christians IV., deren Spuren man allenthalben im Lande begegnet und jedenfalls hat an Conception und Durchführung derselben der persönliche Geschmack, die originelle Eigenthümlichkeit dieses kunstverständigen, von den Dänen mit Recht gepriesenen Fürsten den wichtigsten Antheil gehabt. Ein anderes, vielleicht noch bedeutenderes Beispiel dieser Bauweise, die man kurz als den Stil Christians IV. bezeichnen kann, ist das Schloß Frederiksborg, 4 Meilen nördlich von Kopenhagen, welches 1859 niederbrannte und jetzt völlig in der alten Weise wieder aufgebaut ist.

Unter den neueren Architekturwerken verdient das zoologische Museum ausgezeichnet zu werden, ein geschmackvoller Backsteinbau von Chr. Hansen, einem Bruder des bekannten Wiener Architekten, interessant besonders durch den großen, von einem mächtigen Glasdach überdeckten Hofraum, welcher rings von zwei Loggienreihen mit zierlichen romanischen Säulenstellungen umgeben, durch farbige, ziemlich frei behandelte Ornamente geschmückt, einen

ebenso heiteren als würdigen Eindruck macht; von der Bestimmung dieses Raums — die nackte Häßlichkeit riesiger Thorskelette ist darin aufgestellt — muß man allerdings absehen. Die in der Nähe befindliche Universität und das dazu gehörende Bibliotheksgebäude sind respectable, aber minder interessante Werke. Was man sonst von moderner Architektur zu sehen bekommt, an Privathäusern der Stadt, an Villen außerhalb derselben, hat im Ganzen ein sehr bescheidenes Ansehn und läßt eine Sinnesweise erkennen, die mehr auf das Zweckmäßige, als auf das architektonisch Anmuthige bedacht ist. Einige Reliefbilder Thormaldsens in mehr oder minder gelungenen Nachbildungen sind häufig der einzige bemerkenswerthe Schmuck solcher Gebäude; aber dieser Schmuck wird auch nur selten fehlen.

Der Name Thormaldsens, den man in Kopenhagen wie den Namen eines Schutzheiligen verehrt, wird uns aller Orten in Erinnerung gebracht. Nicht bloß in den Kirchen, Schlössern und öffentlichen Gebäuden, die sich mit Originalwerken des Meisters schmücken und die Armuth ihrer Gestalt mit seinem Reichthum bedecken; in jedem wohlhabenden Bürgerhaus kann man darauf rechnen, die Nachbildung eines Thormaldsen'schen Werkes in irgend einer Form decorativ verwendet zu finden; in den Straßen wird es wenig Schauläden geben, wo man nicht in irgend einer Weise, auf der goldgefaßten Broche, auf dem einfachen Hausgeräth, auf dem Lineal des Schulknaben u. Figuren Thormaldsens reproducirt sähe.

Das architektonische Monument, welches die Dänen dem gepriesenen Meister errichtet haben, ist ein rühmlisches Zeugniß ihrer Pietät, aber leider nicht ihres künstlerischen Geschmacks. Man kann das Museum Thormaldsens in der That nur als ein architektonisches Curiosum bezeichnen. Um das Gebäude, in dessen Hofraum sich das Grab des Künstlers befindet, zugleich als Mausoleum zu kennzeichnen, hat man die Anlage desselben auf eine seltsame Art von altgriechischen und etrurischen Grabstätten abstrahirt. Pfeiler, Thür- und Fensterposten sind schräg gegeneinander geneigt; düstere Gelbbraun wechselt mit tiefem Schwarz an den Flächen der Außenwände und der Wände des Hofes; und das Ganze des wunderlichen, finsternen, schwerfälligen Baues macht einen Eindruck, der dem classischen Charakter der griechisch-heiteren Kunstwerke, die hier aufbewahrt sind, so entschieden als möglich widerspricht. Die innere Einrichtung hat den Vorzug, daß sie, namentlich in den Gemächern des Erdgeschosses, den aufgestellten Bildwerken ein günstiges Licht gewährt. Aber auch hier in den inneren Räumen wirkt der Eindruck der Architektur, dem man sich nicht entziehen kann, störend und disharmonisch. Diese Gemächer mit ihren dicken ungegliederten Mauern, mit ihren niedrigen Durchgängen, mit dem breiten Saum von tristem Schwarz an der unteren Wandhälfte haben etwas Gruftartiges und sind architektonisch keineswegs ein passender Aufenthalt für die anmuthigen Göttergestalten Thormaldsens. Das

Seltfamste aber ist die Reihe von Wandbildern, die sich außen unterhalb der Fenster an den beiden Langseiten und der hinteren Schmalseite des Gebäudes hinzieht. Auf der einen Flanke ist dargestellt, wie Thorwaldsen 1838 in Kopenhagen empfangen wird. Fast die ganze Wand entlang sieht man Nichts weiter, als Röhre mit Musikanten, mit Männern und Frauen, welche sämmtlich in Lebensgröße und abscheulichem Zeitcostüm, meist im Profil nach derselben Seite gewendet, Taschentücher und Hüte in die Höhe halten; am Schlusse Thorwaldsen, der ans Land steigt und von dem Empfangscomité bewillkommt wird. Auf der anderen Flanke ist die Ausseiffung von Thorwaldsens Werken zu sehen, das Bemühen von Schiffsknechten und Lastträgern, welche in langer Reihe hinter einander den Luzerner Löwen, den Taufengel, den Jason und Merkur ans Land ziehen. Auf der Rückseite ist das Schiff selbst in Lebensgröße dargestellt. Zu ihrer monumentalen Bestimmung stehen diese Bilder, deren Geschmacklosigkeit und genrehafte Trivialität an das Unglaubliche grenzt, in einem Widerspruch von absolut komischer Wirkung. Die Fresken an der neuen Pinakothek in München, die man mit den Bildern an Jahrmärktstübden verglichen hat, sind gegen sie Compositionen von historischer Großartigkeit. Der Ungeschmack dieser Schildereien steigert sich aber noch durch die Ausführung, die gleichfalls etwas „Strurisches“ haben sollte; die Farben, fast ausschließlich Gelb und Braun, sind ohne jede Nuancirung, die Schatten sind schwarz schraffirt, der Hintergrund, ohne alle Andeutung der Vertlichkeit, ist völlig schwarz. Um diesen ganzen künstlerischen Nonsens möglichst dauerhaft und wetterfest zu machen, hat man die Anwendung des Pinsels weidlich vermieden und die Bilder höchst mühselig durch eingelegten farbigen Cement hergestellt. Wie an so ausgezeichneten Stelle, in dem künstlerischen Centrum der Stadt, etwas derartiges möglich war, ist kaum zu begreifen. Doch muß zur Ehre des dänischen Geschmacks bemerkt werden, daß man jetzt in maßgebenden Kreisen das Verfehlt der Bilder empfindet und damit umgeht, das Gebäude von dieser häßlichen Decoration zu befreien.

Die Pietät der Dänen gegen Thorwaldsen, dessen Ruhm sie mit einer fast ängstlichen Eifersucht bewachen, ist ohne Zweifel der besten Anerkennung werth. Ob in dieser Verehrung der künstlerische Enthusiasmus das vorwiegende Moment ist, kann man mit Recht bezweifeln. Vor allem erscheint sie als ein Ausdruck des energischen Gemeingefühls, welches den Dänen eigenthümlich ist. Den Ruhm eines Landesgenossen empfinden sie mit Lebhaftigkeit als eine Angelegenheit des ganzen Volkes. Mit dieser rühmlichen Eigenschaft, um die wir unsre nordischen Nachbarn in manchen Fällen beneiden könnten, mischt sich allerdings häufig genug der fatale Zug einer kleinlichen Nationaleitelkeit, die um so seltsamer erscheint, als man auf dem Gebiete der geistigen Production vergeblich nach Leistungen sucht von einer besonders volksthümlichen Originalität. „National“ ist ein Wort, welches die Dänen mit vieler Selbstgefälligkeit im Munde führen, aber was will dies „National“ bedeuten? Ist in der Kunst Thorwaldsens etwas eigenthümlich Dänisches? Seiner geschichtlichen Bedeutung nach gehört Thorwaldsen so gewiß nicht in die engen Grenzen seines Landes, als Dänemark bis auf ihn einer künstlerischen Tradition, einer selbständigen Kunstgeschichte völlig entbehrt. Es beruht nicht auf Anmaßung, sondern auf einem wohlbegründeten Recht, wenn wir Thorwaldsen in die Kunstgeschichte Deutschlands einreihen, in dessen gesammter Bildung die allgemeinen Voraussetzungen seiner künstlerischen Entwicklung lagen. Nicht minder abhängig von Deutschland ist die ganze dänische Dichtung. Dehleschlager, ein Poet von wenig ursprünglicher Kraft, aber von einem ersten und edlen Gefühl, steht mit seiner Bildung ganz auf dem Boden unsrer classischen Literatur; einige seiner Hauptwerke hat er zuerst in deutscher Sprache geschrieben, eine Sammlung lyrischer

nur in dieser herausgegeben. Gegen die Jngemann, Henrik Herz, Heiberg und Andersen, deren Dichtungen vieles Anmuthige, aber wenig Bedeutendes enthalten, wird man schwerlich ungerecht sein, wenn man sie als Epigonen unsrer Romantiker bezeichnet. Auf dem Gebiete der Musik hat auch bei uns der Name Niels-Gade einen guten Klang; große Originalität, strenge Eigenthümlichkeit wird man den Werken dieses Componisten nicht zuschreiben können; vielmehr lassen sie das Vorbild Mendelssohns, dessen Schüler Niels-Gade war, sehr deutlich und in der mannigfachen Weise erkennen.

Zuweilen macht das dänische Nationalgefühl, wie man weiß, die merkwürdigsten Extravaganzen; nicht immer nehmen sie einen so schlimmen Charakter an, wie ehemals in den Provinzen der feindselige Fanatismus gegen Deutschland; häufig sind sie auch sehr harmloser Natur. Zu der Zeit, wo der Scandinavismus in Dänemark an der Tagesordnung war und namentlich die schwedischen Sympathien blühten, trat Jenny Lind in Kopenhagen auf. In die Begeisterung für die schwedische Nachtigall mischten sich die Aufregungen des nationalen Paroxismus und steigerten sich auf einen Grad, der in Kopenhagen selbst die Satire herausforderte. In einem vielgelesenen Witzblatt „der Corsar“ erschien eine Caricatur, zwei junge dänische Studenten in enthusiastischer Attitüde darstellend, darunter die Worte: „Aber sind wir Scandinavier nicht tüchtige Knaben, da wir ein solches Mädchen wie die Jenny hervorgebracht haben?“

Wie fruchtbar und förderlich in vielen Beziehungen das rege Nationalgefühl in Dänemark sich bethätigt, darf nicht verkant werden. Es hat einen wichtigen Antheil an dem Eifer, mit dem hier die historischen Studien, namentlich auf dem Gebiete der nordischen Alterthumskunde, betrieben werden; auf die reichhaltige, vorzüglich verwaltete Sammlung des nordischen Museums, die ein wichtiges Produkt dieses wissenschaftlichen Eifers ist, darf Kopenhagen mit Recht stolz sein. Die Talente, die sich auf dem oder jenem Gebiete hervorathun, finden von Seiten des Staats und des Publikums Aufmunterung und Unterstützung in hohem Grade; namhafte Summen werden alljährlich aus der Staatskasse und aus Privatfonds zu solchen Zwecken verausgabt. Für den Gebildeten ist es Ehrensache, die Erzeugnisse der Literatur nicht bloß kennen zu lernen, sondern auch zu besitzen, und es ist notorisch, daß Bücher hier verhältnißmäßig in weit größeren Quantitäten gekauft werden, als bei uns. In den Ehren, die man verdienstvollen Männern erweist, nicht bloß mit dem Geschenk des unfruchtbaren Lorbeers, sucht man mit kluger Pietät den eigenen Ruhm. Dem gealterten Dehlenschläger wurde von der Regierung im Fredriksberger Park ein eigenes Wohnhaus eingeräumt, ein kleines Tusculum, wo er seine letzten Jahre in behaglicher Sorglosigkeit verträumte; und einer noch größeren Generosität hatte sich, wie man erzählt, ein dänischer Gelehrter, Namens Lewin, zu erfreuen. Dieser hatte nach umfanglichen Studien die Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Wörterbuchs der dänischen Sprache begonnen, als man auf das Verdienstliche des Unternehmens aufmerksam wurde. Der Staat gab ihm einen ansehnlichen Gehalt, damit er seine Arbeit ungestört fortsetzen könne. Die zahlreichen und werthvollen Manuscripte, welche die Vorarbeiten enthielten, kaufte er ihm mit einer hohen Summe ab und machte ihn selbst zum Conservator derselben.

Trotz all solcher rühmlichen und bildungseifrigen Ueberwachung hat sich die geistige Produktivität, namentlich auf künstlerischem Gebiet doch nur selten über eine gewisse Mittelmäßigkeit erheben wollen. Die Dänen sind ein vorwiegend praktisches Völkchen; was den höheren Culturinteressen praktisch förderlich sein kann, werden sie zu leisten schwerlich veräumen. Nüchrig, verständig, den Gefahren idealistischer Aufregungen wenig ausgesetzt, eher denen einer allzunüchternen Sinnesweise, haben sie eine gewisse Verwandtschaft mit

dem Charakter der Engländer, für die sie auch trotz aller Unbilden, die sie von ihnen erlitten, noch immer lebhaftes Sympathie empfinden.

In der königlichen Gemäldegalerie auf Schloß Christiansburg, die manches interessante Bild, namentlich aus der niederländischen Schule aufzuweisen hat, sind mehrere Säle ausschließlich den dänischen Malern eingeräumt. Die ältesten derselben, die man hier findet und vor denen von dänischer Malerei überhaupt nicht die Rede sein kann, sind Abildgaard und Jens Juel, manieristische Akademiker aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, von denen dem letzteren eine gewisse oberflächliche Annuth des Vortrags eigen ist, während sich in Abildgaard, dem Lehrer Thorwaldsens und fatalistischen Widersacher Carstens', die Geist- und Geschmacklosigkeit des Pöpsthums in vollendeter Weise verkörpert. Unter den Werken der neueren Maler sind es einzig Landschaften, Seestücke und Genrebilder, die auf eine gewisse Bedeutung Anspruch haben. Von historischen Gemälden im großen Stil ist nichts vorhanden und was etwa eine Tendenz dahin hat, offenbart in dieser Absicht nur das gänzliche Unvermögen.

In einer geradezu peinlichen und beklemmenden Weise macht sich in dieser großen, über 700 Nummern umfassenden Sammlung der fast durchgängige Mangel freier künstlerischer Auffassung fühlbar. Phantasielosigkeit und Armuth der Erfindungsgabe sehen uns aus dem größeren Theil dieser Bilder mit so erschreckend nüchternen Augen an, daß auch der beste Wille und der empfänglichste Sinn sehr bald völlig ermüden würden, wenn nicht zum Glück noch in einzelnen wenigen Stücken ein humoristischer Zug, ein gemüthlich ansprechendes Motiv belebend hervorträte. Zu diesen Stücken gehören die Genrebilder Erners und Bloch's, deren Leistungen sämmtlich noch sehr jungen Datums sind. Die Genrebilder Marstrands, eines schon bejahrten Künstlers, der von Vielen sehr geschätzt wird, seine Illustrationen zu Holberg'schen Lustspielen und die lebensgroßen Familienscenen sind fleißig gearbeitet, aber durchgehends ohne rechtes Leben, ohne eigentlich künstlerischen Geschmack und in der malerischen Behandlung ziemlich trocken und reizlos. Seine historischen Gemälde, deren man z. B. in der Grabkapelle Christians IV. im Dom zu Roskilde mehrere findet, sind noch weniger bedeutend und erreichen weder in malerischer Hinsicht, noch in der Lebendigkeit der charakteristischen Auffassung die Geschichtsbilder Lessing's, mit deren Richtung sie im Allgemeinen übereinstimmen. Die Landschaften stehen im Ganzen noch unter den Genregemälden: von einem eigenthümlichen Naturgefühl, von landschaftlicher Poesie ist hier wenig zu entdecken; die meisten dieser umfanglichen Bilder mit ihren grasgrünen Buchenwäldern, die in der Regel die ganze Fläche von oben bis unten bedecken, sind von staunenerregender Monotonie und Geschmacklosigkeit, eine Grün in Grün gemalte Langeweile, und nur in wenigen zeigt sich die Spur eines malerischen Gefühls; besser sind die Marinestücke, unter denen sich die Arbeiten Melbys mit Recht eines gewissen Rufes erfreuen.

In der diesjährigen Kunstausstellung auf Schloß Charlottenburg konnten außer mehreren Porträts von Prof. Gertner, die sich durch kräftiges Colorit und lebensvolle Auffassung auszeichnen, nur einige Genrebilder von Bloch Interesse erregen. Immer haben die Arbeiten dieses talentvollen Künstlers in der Auffassung etwas Eigenthümliches und bekunden in der Art der Behandlung ein entschieden malerisches Gefühl. In den Darstellungen biblischer Gegenstände hat er sich, wie es scheint, durch das Vorbild der Franzosen, zu einer gewissen genrehaften Bizarrie, zu einem Streben nach absonderlichen Beleuchtungseffekten verleiten lassen, wovon in den eigentlichen Genrebildern, die lebhaft an deutsche Kunstweise erinnern, Nichts zu bemerken ist. Von Elisabeth Jerichow-Baumann, deren Bilder in Deutschland ziemlich bekannt sind, befand sich auf dieser Ausstellung nur ein Porträt,

das Bildniß der Königin von Griechenland, das gegen die sonstige, etwas brüste Manier ihrer Bilder durch eine duftig elegante Behandlung merkwürdig abtath, ohne jedoch dadurch zu gewinnen.

Die Sculptur steht im Ganzen auf einer höheren Stufe, als die Malerei. Der Einfluß Thorwaldsens ist hier nicht fruchtlos geblieben. Bissen, ein Schüler Thorwaldsens, hat in manchen lobenswerthen Leistungen den Stil des Meisters mit dem Talent eines geschickten Nachahmers reproducirt; häufig allerdings hat ihn sein Talent verlassen und in dem unglücklichen Denkmal Dehlenschlägers ist er bis zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Freund, gleichfalls ein Schüler Thorwaldsens, machte in seinem Ragnarok-fries in Schloß Christiansburg den Versuch, die nordische Mythologie in den Kreis der plastischen Darstellungen einzuführen, ohne jedoch das Unplastische, was den Vorstellungen dieser Mythologie eigenthümlich ist, mit einem nennenswerthen Erfolg überwinden zu können. Der selbständigste und ohne Zweifel bedeutendste unter den neueren dänischen Bildhauern ist Jerichow, der Gatte der vorher genannten Malerin; in seinen ersten Werken folgt er unmittelbar den Traditionen Thorwaldsens, in den späteren aber, namentlich in der reizenden Gruppe „Adam und Eva im Paradies“ gibt sich eine sehr entschiedene Originalität der künstlerischen Auffassung kund, eine frische, von naiver Naturbeobachtung geleitete Darstellungskraft, welcher der Ausdruck des Anmuthigen in sehr anziehender Weise gelingt. Das neueste Werk, welches jetzt in seinem Atelier der Vollendung entgegenwächst, ist ein großes und reich angelegtes Monument Verstedts.

Wenn von den künstlerischen Leistungen der Dänen die Rede ist, muß auch ihrer Bühnenkunst Erwähnung geschehn. Sie steht nicht mit Unrecht in einem vorzüglichen Rufe. Wer im königlichen oder im Casinotheater die Aufführung eines Lustspiels oder Conversationsstückes gesehen hat, wird die rasche Lebendigkeit des Zusammenspiels, die leichte Natürlichkeit des Gesprächs, die Schärfe der komischen Charakteristik zu rühmen wissen.

Die bei den Dänen so auffällig hervortretende mimische Begabung stimmt zu dem lebhafteren Temperament, durch welches sie sich vor andern Nordländern auszeichnen. Ihre nüchterne, auf das Praktische gerichtete Sinnesart verbindet sich mit einer gewissen Leichtigkeit des Naturells, die ihnen schon im vorigen Jahrhundert den Ehrentitel „Franzosen des Nordens“ eingebracht. Vielleicht hängt auch ihre sprichwörtlich gewordene Eitelkeit mit dem mimischen Talent zusammen. Den Uebermuth, mit welchem sich dieser Nationaldünkel in früheren Tagen gegen Deutschland brüstete, haben die Dänen jetzt wohl verlernt. Wenigstens ist uns während des Aufenthaltes in Kopenhagen von auffällig feindseligen Aeußerungen solcher Art Nichts aufgestoßen; im persönlichen Verkehr, in dem sich die allgemeinen Gegensätze ja so häufig verflüchtigen, hatten wir im Gegentheil vielfach Gelegenheit, uns einer freundlichen Zuorkommenheit zu erfreuen. Ein altes Zeitungsblatt, das uns in die Hände fiel, erinnerte aber an den ingrimmigen Haß gegen Deutschland, von dem unsere Vетtern am Sund noch vor wenigen Jahren erfüllt waren. Das Blatt (v. J. 1866) nannte sich „Thor“ und trug als Motto folgende Verse von Ewald:

„Tydsk er en Pest for Landet —
Tydsk er reent verbandet —
Al vor fortraed er tydsk“ *)

Es wäre vielleicht gutmüthige Voreiligkeit, an eine wirkliche Umstimmung dieser feindseligen Gesinnung zu glauben. Wie dem aber sei, jedenfalls haben wir keinen Grund, dieselbe zu fürchten.

*) „Deutsch ist die Pest des Landes, Deutsch ist rein verflucht, Al was verrucht ist Deutsch.“